

„Christianity, Civilization and Commerce“: China in amerikanischen Kulturzeitschriften um 1900

DANIEL GÖSKE

Will man das Kulturphänomen ‚China‘ in der Perspektive massenmedial vermittelter Fremdwahrnehmung der USA um 1900 untersuchen, muß man zunächst die Kontexte skizzieren. Da ist zum ersten der Zeitraum. Für die Debatte in nordamerikanischen Kulturzeitschriften empfiehlt sich ein cursorischer Rückblick auf mindestens die letzte Dekade des 19. Jahrhunderts. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf den Jahren zwischen dem Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges (1894) bzw. der amerikanischen Besetzung der vormals spanischen Philippinen (1898) und der Ermordung Präsident McKinleys im September 1901. Bald danach erlahmte unter dem jungen Präsidenten Theodore Roosevelt das Interesse an China, und auch der Handel mit dem Reich der Mitte brach ein.¹ Den zweiten Kontext bildet die innenpolitische Kontroverse in den USA. Sie drehte sich um das Problem der chinesischen Einwanderer und der Entstehung von Parallelgesellschaften in den „Chinatowns“ von Seattle, San Francisco und anderen Städten des Westens. Nach wüsten antichinesischen Exzessen der 1870er und 1880er Jahre hatte der Kongreß, oft gegen das Veto des Präsidenten, die Immigration chinesischer Wirtschaftsflüchtlinge immer stärker begrenzt und 1882 schließlich ganz verboten.² Ein außenpolitischer Effekt dieser auch rassistisch motivierten Kampagne war, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen China und den USA zwischen 1892 und 1896 beinahe ganz einfroren (Cohen, S. 31). In außenpolitischer Hinsicht – der dritte Kontext – kann man drei Themenfelder ausmachen, die sich zum Teil überschneiden: die christliche Missionstätigkeit in China, der japanisch-chinesische Konflikt und die Rivalität der europäischen Kolonialmächte, mit den USA als rasch erstarkendem Juniorpartner im imperialistischen Spiel.

1 „During these few years, interest in the Far East, never very great in the United States, nearly vanished altogether“ (Cohen, S. 50). Zum Wandel des amerikanischen China-bildes zwischen 1900 und 1921 vgl. Israel und Utley.

2 Zwischen 1842 und dem ersten „Chinese Exclusion Act“ von 1882 wanderten gut 250.000 Chinesen in die USA ein; in der sog. ‚exclusion era‘, die offiziell erst 1943 endete, waren es immerhin noch gut 300.000 (Lee, S. 1).

Für die Fremdwahrnehmung Chinas in den USA (und das Bild des Westens in Fernost) spielten protestantische Missionare eine gewichtige Rolle.³ Amerikanische Missionsgesellschaften, die seit den 1830er Jahren in China tätig waren, hatten ihre Anstrengungen am Ende des Jahrhunderts deutlich verstärkt. Zwar waren ihre Bekehrungserfolge eher gering (Cohen, S. 44), und sie hatten keinen direkten Einfluß auf das Regierungshandeln. Aber die in China meist als Fremdlinge und Feinde der einheimischen Kultur empfundenen Missionare bildeten besonders seit den 1890er Jahren so etwas wie die Avantgarde des amerikanischen Engagements im stark zerrütteten Reich der Mitte.

Das zeigt sich besonders im Gefolge des chinesisch-japanischen Konflikts. Die überraschend schnelle und eindeutige Niederlage des chinesischen Kolosses gegen die mit europäischer Hilfe modernisierte japanische Armee wurde in den USA überwiegend begrüßt. Japan setzte in den Augen der meisten Amerikaner nur fort, was die amerikanische Kriegsflotte 1854 mit der erzwungenen Öffnung des Inselreichs begonnen hatte: Es brachte die Errungenschaften der westlichen Kultur nach China. Die amerikanische Tagespresse und die Wochen- und Monatsschriften reflektierten die Überzeugung, daß der chinesisch-japanische Krieg ein Kampf zwischen „barbarism and civilisation“ war: „To all, the Japanese victory provided hope that at last even the Chinese would see the need for reform“ (Cohen, S. 35). Auch für die Missionare, die sich nicht nur im *American Missionary*, sondern auch in breitenwirksamen Kulturzeitschriften zu Wort meldeten, waren der japanische Sieg über China und ihre eigenen Erfolge Meilensteine auf dem Weg der Modernisierung einer rückständigen Kultur. Kein Wunder, daß der Haß auf die Mission als Speerspitze westlicher Überfremdung unter dem konservativen Landadel und in großen Teilen der chinesischen Bevölkerung im Boxeraufstand von 1900 gipfelte (Cohen, S. 43 f.). Die durch diese Rebellion ausgelöste internationale Krise erfuhr in den Kulturzeitschriften breite Beachtung. Das gilt auch für die vom amerikanischen Außenminister John Hay im Jahr 1899 verkündete ‚Politik der offenen Tür‘. Sie sollte die Integrität des moribunden chinesischen Reichs sichern und zugleich den Einfluß der USA als neue Weltmacht im Spannungsfeld der europäischen Interessenssphären wahren. Hays Metapher für die vertraglich geregelte Konkurrenz und Koexistenz der imperialistischen Kräfte in Fernost wurde in der amerikanischen Tagespresse, aber auch in den nationalen und internationalen Kulturzeitschriften um 1900 oft zitiert, variiert und interpretiert.

3 Zur Geschichte der Missionsgesellschaften in China vgl. Dulles (S. 41–53), und Graham (S. 144–231), der auch zahlreiche Beiträge aus der amerikanischen Tagespresse diskutiert.

I. Amerikanische Kulturzeitschriften um 1900

Das Segment dieser im Englischen meist ‚literary magazines‘ genannten Zeitschriften läßt sich anhand einiger zentraler Kriterien näher bestimmen.⁴ Es handelt sich um jene überregional vertriebenen Periodika, die ein breites, meist bürgerliches Publikum als Monats- oder Vierteljahrsschriften abonnierte. Sie boten vermischte Beiträge zur Politik und Zeitgeschichte, zur Literatur und den schönen Künsten, zu den Wissenschaften und Modeerscheinungen der Zeit. Als solide ‚quality‘ magazines“ (Brodhead, S. 475) vertieften sie die öffentliche Debatte in der aktuelleren, aber eben auch ephemeren Tagespresse und in den reich bebilderten, populären Massenblättern durch ausführlichere, gründlichere und nachhaltigere Artikel. Zeitschriften wie das seit 1850 in New York publizierte *Harper's Monthly Magazine*, die *Atlantic Monthly* (Boston, 1857 ff.) oder das *Century Illustrated Magazine* (New York, 1870 ff.) erreichten um 1900 mitunter Auflagen von mehr als 200.000 Exemplaren. Sogar die schon 1815 in Boston gegründete *North American Review*, das ehrwürdige Flaggschiff aller amerikanischen Rezensions- und Kulturzeitschriften, kam im Jahr 1891 auf eine Auflage von immerhin 76.000 Stück.⁵

Diese großen Zeitschriften präsentierten sich nicht erst in der Ära des Imperialismus als Teil einer anglo-amerikanischen Kulturgemeinschaft. Das weitgespannte britische Weltreich und die junge Weltmacht der USA mochten um 1900 zwar auch in Bezug auf China politisch und wirtschaftlich differierende Interessen haben.⁶ Dennoch sahen sich die Autoren und wohl auch die überwiegend bürgerlichen, städtischen Leser der amerikanischen Kulturzeitschriften als Teil einer „Anglo-Saxon race“.⁷ Ohnehin operierten diese Periodika in einem dezidiert transatlantischen Kulturraum, und ihr Textangebot war gekennzeichnet von jenem hohen Wahrnehmungsgrad internationaler, primär westeuropäischer Beiträge, der damals die Zeitschriften kleinerer Staaten wie der skandinavischen Länder kennzeichnete.⁸ Das bürgerliche Lesepublikum des klassischen Einwandererlandes USA scheint trotz des wachsenden Nationalismus und des bis 1900 traditionellen politischen Isolationismus einen besonders internationalen Horizont gehabt zu haben.

4 Vgl. dazu die bibliographischen Handbücher von Estermann und Chielens.

5 Zum Profil dieser Zeitschriften vgl. Perkins, Robbins, Sedgwick und Mason.

6 Zur „überwiegend negativen Wahrnehmung Chinas“ in den britischen Zeitschriften zwischen 1898 und 1902 vgl. den Beitrag von Brigitte Glaser in diesem Band.

7 Cathay, „The Situation in China“, *Harper's*, Band 97, S. 137. Gerade die militärische Intervention kontinentaleuropäischer Mächte und Rußlands in China „seems destined to draw the Anglo-Saxon race more closely together“ (144). Ganz ähnlich Colquhoun, „Eastward Expansion“, *Harper's*, Band 97, S. 938.

8 Zur transatlantischen Debatte vgl. die New Yorker Zeitschrift *The Living Age*, die viele britische und europäische Artikel nachdruckte. Zum internationalen Profil skandinavischer Periodika vgl. Paul, bes. S. 78-80.

Die großen Monatszeitschriften, aus denen ich im folgenden zitieren werde, waren nicht nur weit verbreitet. Sie konnten auch eine besondere Autorität beanspruchen, denn sie druckten Beiträge von ausgewiesenen Fachleuten, bekannten Schriftstellern oder wichtigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, auch aus dem Ausland. Neben Politikern, Diplomaten, Missionaren, Historikern oder Auslandskorrespondenten kamen auch andere Chinakenner zu Wort, so daß die Debatte außergewöhnlich vielstimmig und vielseitig ausfiel. Das gilt besonders für den Höhepunkt der Chinakrise. Sie fand in den beiden einflußreichsten Blättern, der *North American Review* und der *Atlantic Monthly*, besonders breite Berücksichtigung.

II. Die Chinakrise von 1900 in der *North American Review* und der *Atlantic Monthly*

Allein im Septemberheft der *North American Review* von 1900 erschienen fünf Artikel, die die Intensität, die thematische Bandbreite und die unterschiedlichen Positionen in diesem Krisenjahr gut veranschaulichen. Mit Ausnahme eines Essays über den Konfuzianismus im 19. Jahrhundert (s. u.) widmeten sich alle Beiträge der politischen Zukunft Chinas. So behauptete Francis F. Clark, der Präsident der Vereinigung christlicher Missionsgesellschaften, Chinas goldenes Zeitalter sei nicht durch „a mere change of dynasty, a mere division of the nation between stronger, greedy nations“ herbeizuführen, sondern durch die zivilisatorische Arbeit der Missionare, auch als Erzieher, Autoren, Übersetzer und Pioniere des Handels (Band 171, S. 388). Der britische Geograph Alleyne Ireland, den die Universität Chicago 1901 als Gutachter zu den verschiedenen Kolonialverwaltungen in Fernost schickte, erläuterte dagegen in seinem Beitrag den „Commercial Aspect of the Yellow Peril“ und warnte davor, China nach westlichem Muster zu industrialisieren, ohne seinen Produkten zugleich die anderen fernöstlichen Märkte zu öffnen (171, S. 400). Der Geschäftsführer der erst 1898 von amerikanischen Geschäftsleuten in New York gegründeten „American Asiatic Association“ berichtete ausführlich (und mit Zitaten aus der anglo-chinesischen Presse) über den „Chinese terror“ des Boxeraufstands, für den vor allem das korrupte Regime der Kaiserinmutter verantwortlich sei (Band 171, S. 409).

Der letzte, außerordentlich lange Beitrag dieses Heftes stammt aus der Feder von Stephen Bonsal, dem Auslandskorrespondenten des *New York Herald*. Er nahm einen Perspektivenwechsel vor, indem er untersuchte, „What the Chinese Think of Us“ – und zwar seit 1840, lange vor Ausbruch des Boxeraufstands (Band 171). Für die anti-westlichen Affekte der Chinesen macht Bonsal folgende Faktoren verantwortlich: die Verflechtung von christlicher Mission und nationalstaatlicher Politik, die Verachtung des traditionellen chinesischen Ahnenkults, das Fehlen echter Vermittlerfiguren mit dauerhaftem

Lebensmittelpunkt in China, die kriegerischen Aktionen der westlichen Mächte seit 1840 sowie die rassistische Rhetorik des deutschen Kaisers und all jener, die den Chinesen jegliches zivilisatorisches Potential absprächen. Die USA als noch junge Weltmacht stehe, so Bonsal, am Scheidewege in ihren Beziehungen zu China. Eindringlich warnt er davor, sich von den „predatory Powers“ (S. 429), den raubtierhaften Kolonialmächten der Alten Welt, in einen Krieg hineinziehen zu lassen, der nicht zu gewinnen sei. Eine neue Politik müsse damit beginnen, zuzuhören, was die Chinesen ‚uns‘ zu sagen hätten: „We might ‚civilize‘ the Chinese by showing them some consideration and treating them with common decency. The old policy of knocking the Chinese over the head has not brought satisfactory results – they have too many heads.“ (S. 432)

Die meisten anderen Aufsätze in der *North American Review* um 1900 reflektierten die gegenwärtige Krise. Viele kamen von hochkarätigen Beiträgern, auch aus dem Ausland. Der britische Parlamentarier Sir Charles Dilke beispielsweise plädierte für ein koordiniertes diplomatisches Vorgehen der befreundeten Handelsrivalen USA und Großbritannien gegen die französischen, deutschen und russischen Expansionsgelüste, notfalls durch eine Aufteilung Chinas (Band 169, und Band 170, S. 562). Dem widersprach ein ehemaliger amerikanischer Diplomat namens John Barrett, der die Chinafrage in zeittypischer rhetorischer Zuspitzung eingebunden sah in das globale, gemeinsame Reformprojekt aller christlicher, zivilisierter Handelsnationen: „an international campaign to conserve the world-quickening forces of Christianity, Civilization and Commerce“ (Band 171, S. 145). Gleichzeitig machte er seinen Landsleuten klar, daß nur eine „McKinley Doctrine in Asia“ (S. 153), also die resolute Durchsetzung der Politik der offenen Tür, die „immeasurable opportunities“ des Handels mit China für Amerika fruchtbar machen könne (S. 157).

Noch interessanter als derlei außen- und wirtschaftspolitische Verlautbarungen ist die Innenansicht eines pensionierten Vertreters des britischen *Bengal Civil Service* namens Charles Johnston. Er behandelt den Kampf um die Reform Chinas zwischen den radikalen Kräften um den jungen Kaiser und den reaktionären Kreisen um dessen berühmte Mutter (die später als fernöstliche *femme fatale* in die Literaturgeschichte einging).⁹ Ausführlich und mit Hilfe von Zitaten aus Pekinger Zeitungen erläutert Johnston die innerchinesischen Konflikte, von denen die westliche Presse und Politik gar keine Ahnung habe. Seine Sympathien liegen bei der konservativen Elite Chinas. Mit dem Hinweis auf die modernen ‚Theokratien‘ des deutschen und des russischen Kaiserreichs versucht er die in den USA populäre These von der notwendigen Einheit einer politisch-republikanischen und einer sozio-kulturellen Moderne zu entkräften. Überdies seien sogar die altherwürdigen Traditionen des chinesischen Kunsthandwerks den zeitgenössischen „Arts and Crafts“-Bewegungen in Eu-

9 *North American*, Band 171, S. 14. Zum fiktionalen Nachleben der Kaiserinwitwe vgl. Aldridge.

ropa seit Jahrhunderten weit voraus.¹⁰ Die Modernisierung Chinas im Verbund mit Japan, die der junge Kaiser plane, berge dagegen für den Westen die größte Gefahr. Denn eine mit japanischer Hilfe modernisierte Kriegsflotte, das Heer konkurrenzlos billiger chinesischer Arbeiter und die entschlossene Subventionierung heimischer Produkte für den Weltmarkt bedeuteten „the possible swamping of Western lands, in a military as well as a commercial sense. So that the policy of the door which may open outwards is about the most dangerous for the West that could well be conceived“ (S. 25). Auch der englische Generalinspekteur der kaiserlichen Zollbehörde warnte davor, der alten, erfahrenen und wirtschaftlich autarken Handelsnation das kapitalistische Wettbewerbssystem überzustülpen: „China needs neither import nor export, and can do without foreign intercourse.“¹¹

Diese Beiträge zeigen, daß die Debatte schon in einer einzigen amerikanischen Kulturzeitschrift weit vielstimmiger und vielfältiger war, als Grahams und Cohens Darstellungen suggerieren. Sogar die andere Seite kam in der *North American Review* zu Wort. So beschwor der chinesische Botschafter das seit fünfzig Jahren besonders gute Verhältnis zwischen seinem Land und den USA und identifizierte den konfuzianischen Gedanken der „reciprocity“ und der „Golden Rule“ als beidseitig vorteilhafte Grundlage für bilaterale Handelsbeziehungen zwischen den 75 Millionen Amerikanern und den 400 Millionen Chinesen (Band 171, S. 2). Als eine „nation of shopkeepers“ (S. 6) brauche China einen Modernisierungsschub und biete den USA einen beispiellosen Markt für ihre Produkte: Eisenbahnen, Hafenanlagen, Wasserwerke.

Aber es gab auch andere, kritischere Stimmen. Oft kamen sie aus dem Lager der protestantischen Missionsgesellschaften. Für Poultney Bigelow, einen ihrer Vertreter, war es der chinesische Beamtenapparat, der heimtückisch gegen die „the white man’s civilisation“ Krieg führe (Band 171, S. 37), indem er die Bevölkerung gegen die Missionare aufhetze. Die antichristliche Propaganda komme von einer Regierung, die ihrem Land nur schade: „too weak to establish sound administration, but strong enough to obstruct the white man’s efforts at reform“ (S. 40). Diese Engführung, ja Ineinssetzung von christlicher Mission und politischer, administrativer und bildungsbezogener Reform hatte Judson Smith, der Leiter der amerikanischen Weltmission, in seinem Betrag über die ‚Erweckung‘ („Awakening“) Chinas schon im Vorjahr vorgenommen, als er das Ziel des amerikanischen Engagements im Reich der Mitte

10 „In Europe the very latest ideal in arts and crafts is the introduction of the personal and creative element in all workmanship as against machinery. But this was the ideal in China and Japan from the outset. Every Japanese and Chinese artisan is an artist, and in this they are a century ahead of their Western critics.“ (S. 15)

11 *North American*, Band 172, S. 59. „The motto of the Chinese trader is to live and let live, and his trading strength lies mainly in combination, an inherited science of business organization [...]; and he is quite a match for the foreigner whose aim is to cut the ground from under his neighbor’s feet, and whose commercial gospel is that competition is the life of the trade.“ (S. 71)

prägnant so formulierte: „the reformation of their government, the universal spread among them of the best learning and institutions and faith in the world“ (Band 168, S. 239). Die Allianz von „Christianity, Civilization and Commerce“ (s. u.), verstanden als imperiales Reformprojekt unter dem Sternenbanner – das war offenbar nicht nur in der amerikanischen Tagespresse eine dominante Denkfigur.

In der *North American Review* blieb sie freilich nicht unwidersprochen, wie Mark Twains sardonische Satire vom Februar 1901 zeigt.¹² Twain, just zum Vizepräsidenten der *Anti-Imperialist League of New York* gekürt, attackierte nicht nur den deutschen Kaiser, der ihn noch 1892 am Berliner Hof gefeiert hatte. Er machte für die Empörung von „China’s traduced patriots, the Boxers“ (S. 168) auch den internationalen „Blessings-of-Civilization Trust“ verantwortlich (S. 165). Dazu gehöre auch Präsident McKinley, zumal er sich durch die Übernahme der Philippinen mit den Imperialisten Europas gemein gemacht habe: „he played the European game, the Chamberlain game“ (S. 169). Twains Tirade gegen die imperialistische Zwangsbeglückung im Namen von Religion, Aufklärung und Freihandel erregte wenig später als selbstständiges Pamphlet in einer Auflage von 125.000 Stück großes Aufsehen (Emerson, S. 257). Der Text sucht nicht nur in der *North American Review* um 1900 seinesgleichen, ist aber ein Sonderfall. Im Kontext der Chinakrise prägten nüchternere Beiträge von Diplomaten, Lobbyisten der Wirtschaft, Politikern oder Zeithistorikern die Debatte. Das gilt ebenso für andere meinungsbildende Zeitschriften wie die *Atlantic Monthly*. Auch hier läßt sich der Wandel im Selbstbild der USA erkennen, der von der Besetzung der Philippinen und der möglichen Teilung Chinas ausging. Auf die entscheidende Frage nach Amerikas Interessen in China könne es keine Antwort geben, so ein anonymes Beiträger im August 1899, solange „our uninformed public opinion“ nicht auf die Wirtschaftsfachleute wie die der „American Asiatic Association“ höre und sich von dem „Philippine problem“ ablenken lasse (Band 84, S. 280).

Auch der ehemalige US-Außenminister Richard Olney bekannte selbstkritisch im März 1900: „We start our career as a world Power with the Philippine handicap firmly fastened to us.“ (Band 85, S. 294) Zwar zwinge die neue Lage die USA dazu, die traditionelle Monroe Doktrin – „our notorious policy of isolation, commercial and political“ (S. 299) – endgültig aufzugeben. Aber Olney warnte zugleich seine Landsleute davor, wie die europäischen Mächte Territorien oder territoriale Rechte von China zu erpressen („extort“, S. 294). Angesichts der Begehrlichkeiten Japans, Rußlands oder Deutschlands, so der pensionierte Realpolitiker, käme nur eine Allianz mit Großbritannien in Frage, „whose people make with our own but one family, whose internal differences

12 „To the Person Sitting in Darkness“, *North American*, Band 172. Twains Polemik, deren Titel ironisch auf die Bergpredigt (Mt. 4:16) anspielt, suggerierte eine unheilige Allianz: „the American Missionary Board’s collaboration with military and commercial interests in China and the Philippines“ (Harris, S. 50).

should not prevent a united front as against the world outside“ (S. 300). Auch der Historiker und Geschichtstheoretiker Brooks Adams, ein Enkel des zweiten Präsidenten der USA und ein wichtiger Ideologe des amerikanischen Imperialismus (Cohen, S. 39), sah im September die Gefahr einer möglichen deutsch-russischen Koalition. Für die neue Weltwirtschaftsmacht der USA sei daher eine robuste Reaktion unumgänglich.¹³

Dieser harten Linie widersprach im folgenden Monat der Historiker und Universitätspräsident James Angell, der früher selbst als Gesandter in China gewesen war. Er fordert selbstkritische Vorsicht: „The Chinaman is still an enigma to the Western observer.“ (Band 86, 1900, S. 433) Die latente Fremdenfeindlichkeit der Chinesen habe gute historische Gründe: die erzwungene Öffnung der Häfen, die Nötigung durch Knebelverträge, die Konstruktion von Eisenbahnlinien, Telegraphenleitungen und Bergwerken, die den Ahnenkult störten, und die Allgegenwart der Missionare. Jetzt sei eine maßvolle Reaktion der europäischen Mächte geboten. Dies war eine ungewöhnlich ausgewogene Position. Auch sonst bemühten sich die Herausgeber der *Atlantic Monthly* in diesen angespannten Monaten offenbar um mediale Deeskalation, etwa indem man informative Lageberichte aus wichtigen europäischen Botschaften druckte. So erläuterte William C. Dreher, der amerikanische Gesandte in Berlin, im Frühjahr 1901 das aggressive Vorgehen des Deutschen Reiches und betonte, daß es in der Chinafrage doch rasch auf Hays Politik der offenen Tür eingeschwenkt sei.¹⁴

III. China als Kulturphänomen: ein Rückblick

Das Thema der alten, chinesischen Kultur war um 1900, wie man sieht, überschattet vom Boxeraufstand und der Rivalität der Kolonialmächte in Fernost. Dennoch gab es auch Beiträge, die eher unpolitischer Natur waren und von genuinem Interesse an einzelnen Aspekten der chinesischen Kultur zeugten. Viele Autoren waren intime Kenner des Landes, und manche wagten einen ansatzweise kulturvergleichenden Blick. Schon vor dem japanisch-chinesischen Krieg gab es zahlreiche, häufig illustrierte Berichte über das chinesische Alltagsleben. Auffallend oft stammten sie von Frauen, die längere Zeit in China

13 „Were the Russians and the Germans to coalesce to dominate northern China, and were the country to be administered by Germans with German funds, a strain of a very serious nature might be put upon America. [...] Hence Americans must accept the Chinese question as the great problem of the future [...]; and as the solution of these great struggles for supremacy often involves an appeal to force, safety lies in being armed and organized against all emergencies.“ (*Atlantic*, Band 86, S. 317)

14 Der „Chinese muddle“ habe die deutsche Presse seit Sommer 1900 stark erregt (*Atlantic*, Band 87, S. 342). Freilich begrüßten die deutschen Journalisten und Geschäftsleute die neue, direkte Kabelverbindung zu den USA, da man den bisher meist über Großbritannien vermittelten Nachrichten aus der Neuen Welt nicht traue (S. 343).

verbracht hatten.¹⁵ Manche Autoren waren ziemlich einflußreich: William Rockhill z. B., der in mehreren Zeitschriften von seinen ausgedehnten Reisen durch Nordchina und Tibet schrieb, wurde in den 1890er Jahren zum wichtigsten Ratgeber des amerikanischen Außenministers.¹⁶

Themenspezifische Aufsätze über die Literatur, Künste oder Wissenschaften Chinas waren allerdings vor der Jahrhundertwende noch relativ rar. Immerhin schrieb der deutschstämmige Musikkritiker Henry Edward Krehbiel schon 1891 im *Century* über chinesische Musik, und im New Yorker *Living Age* erschien im gleichen Jahr ein ausführlicher Essay von Herbert Allen Giles über die altchinesische Dichtung. Der Sinologe von der Universität Cambridge, der zwischen 1867 und 1892 als Konsul in China gelebt hatte, bot dabei auch eigene Versübersetzungen klassischer Poesie, die er später in seine einflußreiche *History of Chinese Literature* (1901) aufnahm. Giles wußte um die Schwierigkeit einer übersetzerischen Anverwandlung der oft ‚obskuren‘ chinesischen Poesie und ihrer „subtlety of expression“.¹⁷ Dennoch bediente er sich ohne Weiteres der strophischen, prosodischen und reimtechnischen Konventionen der englischen Lyrik. Noch stärker eingemeindet wurde die chinesische Dichtung in einem Aufsatz für die *North American Review*. Der Verfasser, W. A. P. Martin, war 1850 als Missionar nach China gegangen und wirkte dort später als Professor für internationales Recht, bis ihn die chinesische Regierung zum Präsidenten der Kaiserlichen Universität ernannte. Als Autor zahlreicher Bücher wurde der ehemalige Missionar zu einem wichtigen Kulturvermittler – ähnlich wie später der lutherische Pastor Richard Wilhelm, dessen Übersetzung des Taoteking für Bertold Brechts „marxistische Chinoiserie“ prägend wurde (Detering, S. 13 f.).¹⁸

In seinem Beitrag vom Juni 1901 wendet sich Martin gegen das verbreitete Vorurteil, die Chinesen seien als Volk „practical and prosaic“: „For of China it is true to-day, as of no other nation, that an apprenticeship in the art of poetry forms a leading feature in her educational system“ (*North American*, Band 172,

15 Vgl. Florence O’Driscoll, *Century*, Band 49, Elizabeth Washburn, *Atlantic*, Band 84, Eliza R. Scidmore, *Century*, Band 58, Fanny C. Hays, *Century*, Band 62 und Julian Ralph, *Harper’s*, Band 91. Über die Alltagskultur in den Chinatowns von San Francisco und New Yorks berichteten die ebenfalls reich bebilderten Artikel von Henry B. McDowell, *Harper’s*, Band 86 und Helen F. Clark, *Century*, Band 53.

16 Vgl. seine Beiträge im *Century*, Band 41, und *Atlantic*, Band 75. Zu Rockhills Rolle als diplomatischer Berater vgl. Dulles, S. 108-11, und Cohen, S. 35.

17 „Chinese Poetry in English Verse“, *Living Age*, Band 200, S. 356; der Artikel wurde nachgedruckt aus der Londoner Zeitschrift *Nineteenth Century*. Giles unterscheidet zwischen „verse-making“ („an important factor in the national life of China“) und wahrer Dichtung: „Poets, properly so called, are not to be found in China at the present day“ (S. 351). Zu Giles’ Leben und Werk vgl. Qian, S. 26 f.

18 Vgl. W. A. P. Martin, *The Chinese, Their Education, Philosophy and Letters* (New York, 1881), *A Cycle of Cathay, or, China, South and North, with Personal Reminiscences* (New York, 1896) und *The Lore of Cathay, or the Intellect of China* (Edinburgh, 1901).

S. 853). Die zahlenmäßig wichtigste Gattung sei das Lehrgedicht. Nach der Niederlage gegen die Briten im Opiumkrieg (1842) habe der Kaiser, als „antidote against their doctrines“ (S. 854), sogar ein umfangreiches Kompendium von Weisheitslehren und eine vierzigbändige Enzyklopädie in Versen publizieren lassen. Während es keine epischen Gedichte und nur sehr schlichte („primitive“) Versdramen gebe, gehöre die antike, mittelalterliche and moderne Lyrik zu den großen Leistungen der chinesischen Kultur (S. 854 f.). Wie Giles griff Martin in seinen Versübersetzungen ganz unreflektiert auf das Forminventar englischer Lyrik zurück. Anders als der britische Gelehrte bemühte er sich allerdings, die Fremdheit der chinesischen Poesie durch Querverweise auf die anglo-amerikanische Tradition zu minimieren. Chinas „ancient odes“ mit ihren Refrains erinnerten ihn an Burns oder Tennyson (S. 856) und die Lyrik des großen Li Po an „the simplicity of Wordsworth“ oder „the humour of Hood“ (S. 860). In seinem Versuch, die chinesischen Gedichte in die anglophone Tradition einzuschreiben („to clothe them in English dress“, S. 862), griff Martin sogar auf Poes halluzinatorische Ballade vom *Raven* zurück.¹⁹

Martins und Giles' übersetzerische und literaturkritische Einbürgerung der chinesischen Poesie hatte Folgen, wenn auch erst einige Jahre später. Denn sie provozierte den jungen Ezra Pound 1913 zu seiner Kampagne für die radikale Modernisierung der englischen Dichtung aus dem Geist der altchinesischen Lyrik und zu seiner ‚imagistischen‘ Revolte gegen spätromantisches Reimeklingel und sentimentalen Verbalballast. Dies zeigt exemplarisch der Vergleich von Giles' Übersetzung einer Klage des Kaisers Liu Ch'e über den Tod einer Geliebten mit Pounds genialer Adaptation. In Giles' formvollendeter Version lautet der Text so:

The sound of rustling silk is stilled,
With dust the marble courtyard filled;
No footfalls echo on the floor,
Fallen leaves in heaps block up the door...
For she, my pride, my lovely one, is lost,
And I am left, in hopeless anguish tossed.

Pound, der damals noch keine chinesischen Schriftzeichen lesen konnte, fand Giles' Übersetzungen „very stilted and uninteresting“ (in Carpenter, S. 220). Also benutze er anstelle der etwas monotonen Jamben und Paarreime seiner englischen Vorlage lakonische, freie Rhythmen. Zudem ersetzte er die wortreiche Klage des lyrischen Ich in Giles' Schlußzeile durch ein graphisch isoliertes und in seiner schlichten, sinnbildlichen Dinglichkeit enorm ausdrucksvolles „Image“:

19 „On his bed of straw reclining, / Half despairing, half repining – / When athwart the window sill, / In flew a bird of omen ill, / And seemed inclined to stay.“ Das Original, so Martin, stamme von einem verbannten Staatsminister aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert; „but I leave to others the task of finding out how Poe got wind of his Chinese predecessor“ (S. 857).

The rustling of the silk is discontinued,
 Dust drifts over the courtyard,
 There is no sound of footfall, and the leaves
 Scurry into heaps and lie still,
 And she the rejoicer of the heart is beneath them:

A wet leaf that clings to the threshold.²⁰

Pounds modernistische „Invention of China“ (Kenner, S. 192) schloß in den folgenden Jahrzehnten eine intensive und höchst eigenwillige Anverwandlung des Konfuzius ein.²¹ Mit den in den amerikanischen Zeitschriften um 1900, also zu Beginn seiner Studiumszeit, greifbaren Quellen hatte das aber wenig zu tun. Ohnehin wurde dort die konfuzianische Tradition nur am Rande erwähnt und eher als Erklärungshilfe für die Fremdartigkeit der chinesischen Kultur bemüht. Einige Autoren warnten immerhin davor, den intellektuellen Isolationismus der Herrscherelite in Peking mit einer ähnlich ignoranten Verknennung der chinesischen Gelehrsamkeit zu beantworten. Mancher plädierte für eine behutsame, christlich inspirierte Reform des Bildungssystems in China, mit Respekt für die konfuzianische Volkskultur.²² Die Geschichte und Gegenwart des Konfuzianismus aber wurde nur selten einer detaillierten Diskussion gewürdigt.

Eine Ausnahme bildet Giles' Aufsatz „Confucianism in the Nineteenth Century“ in der *North American Review* vom September 1900. Nachdem die Anführer des verheerenden Taipingaufstands (1851-64), die – so Giles – eine „morbid and spurious Christianity“ vertraten, mit ihrem „crusade against Confucianism“ gescheitert waren und eine Anzahl gebildeter Chinesen, alarmiert durch die Aktivitäten protestantischer Missionare, das Studium der heiligen Edikte wieder aufgenommen hatten, habe die Kaiserinwitwe den Konfuzianismus wieder fest etabliert (Band 171, S. 361 f.). Seitdem sei es im Westen Mode geworden, diese angeblich reform- und wissenschaftsfeindliche Erziehungstradition zu verspotten. Man müsse aber sehen, daß das Studium der chinesischen Klassiker einen ähnlichen erzieherischen Effekt habe wie das der griechisch-römischen Antike in Europa. Der Gegensatz zwischen China und den westlichen Gesellschaften sei eklatant: „patriarchalism has prevailed over the Empire, the unit of civilization being not the individual but the family“ (S. 366). Das behindere zwar den individuellen Unternehmergeist und befördere

20 Zitiert in Kenner (S. 196), der Pounds poetische und kulturkritische Erfindung Chinas brillant skizziert (S. 192-231). Zu Pounds Anleihen bei und Adaptationen von Giles vgl. Qian, S. 23-47.

21 Noch in seiner für den universitären Unterricht gedachten Weltdichtungsanthologie *Confucius to Cummings* (1963) stellte Pound seine Übersetzungen des Konfuzius mit 12 Seiten den drei Seiten für Homer programmatisch voran.

22 „All that is best in the Confucian civilization will be preserved by the Chinese people, and the future Christianity of China will not destroy, but rather renovate, the institutions of China.“ *Atlantic*, Band 85, S. 84.

übles Sippendenken, bedeute aber für die arbeitende Bevölkerung Chinas eine wichtige „defense against Capital“ (S. 367). Vorsichtig plädiert Giles für eine tolerante Haltung, die sich aus gründlicher Kenntnis speist und eine „fusion [...] of Christianity with Confucianism“ (S. 371) ebenso zurückweist wie wohlfeile „frontal attacks“ auf die Tugendlehre des Konfuzius (S. 373). Die christliche Mission solle sich lieber gegen jene buddhistischen und taoistischen Traditionen wenden, die in China längst zu einem entwürdigenden Aberglauben verkommen seien („a collection of degrading superstitions“, S. 373). Giles schließt mit der Hoffnung auf eine Art weltanschaulich-religiöse Arbeitsteilung, die eine Verständigung zwischen West und Ost erst möglich mache: „If Buddhism and Taoism could be displaced by Christianity and Confucianism be recognized in its true sense as a pure cult of virtue [...], one great barrier between ourselves and the Chinese would be broken down forever“ (S. 374).

Diese vorsichtige Position des britischen Gelehrten, publiziert auf dem Höhepunkt des Boxeraufstands, war um 1900 eine Ausnahme. In den zwei Jahrzehnten zuvor und vor allem unmittelbar nach dem chinesisch-japanischen Krieg jedoch gab es durchaus Beiträge, die Chinas kulturelles Erbe und sein zivilisatorisches Potential hervorhoben. Diese Debatte stand im Kontext der jahrhundertealten Annäherung zwischen Europa und „Cathay“.²³ Der Schwerpunkt lag dabei auf dem zeitgenössischen Gegensatz zwischen der abendländisch-westlichen und den ostasiatischen Kulturen, die man freilich als eine im Grunde zusammenhängende „Far Eastern civilization“ verstand.²⁴ Dieser Gegensatz wurde oft als Teil des allgemeinen Konflikts zwischen Heiden- und Christentum gesehen. Allerdings war diese Debatte auch in den prägenden Kulturzeitschriften keineswegs einheitlich.

Das zeigt schon ein Artikel in der *North American Review* von 1886 mit dem ironischen Titel „Heathendom and Christianity under Test“. Der Verfasser wandte sich mit satirischem Witz gegen jene missionarische Selbstüberschätzung, die die westliche Variante des Christentums nicht nur als allein seligmachende, sondern auch als einzig progressive Weltanschauung mißdeutete. Er riet den gebildeten Verächtern heidnischer Religionen, die andere Seite wenigstens zu hören. Eine voreilige Verdammung sei zudem nachgerade unamerikanisch: „We consign them to perdition without ever hearing their side of the case. It is not American that we should have what has been called damnation without representation“ (Band 143, S. 539). Auch der Beitrag eines

23 Der Historiker und Sozialdarwinist John Fiske betonte: „It was not only in war, but in commerce, that the fortunes of Europe were dependent on her relations with Asia.“ *Atlantic*, Band 68, S. 372.

24 „What is thus true of the Japanese is true likewise of the Koreans and of the Chinese. The three people, indeed, form so many links in one long chain of borrowing. China took from India, then Korea copied China, and lastly Japan imitated Korea.“ *Atlantic*, Band 60, S. 408.

gewissen Wong Chin Foo von 1887 mit dem Titel „Why Am I a Heathen?“ nutzte das Testverfahren des Religions- und Kulturvergleichs. Der vermutlich als Chinese maskierte Autor gab vor, die „multiplicity of Christian sects“ in den USA, protestantische wie römisch-katholische, mit heißem Bemühen studiert und gewogen, sie aber alle für zu leicht befunden zu haben (Band 145, S. 169). Er schloß seinen Überblick über die viertausend Jahre alte Kultur Chinas, die die goldene Regel besser verwirkliche als die christlichen Nationen, mit einer Einladung: „I earnestly invite the Christian of America to come to Confucius“ (S. 179). Dem entgegnete im folgenden Monatsheft ein mit sechzehn Jahren zum Christentum bekehrter Chinese namens Yan Phou Lee nicht ohne Ironie: „I cordially invite all heathen, whether American, or English, or Chinese, to come to the Saviour.“ (Band 145, S. 312). Der Konfuzianismus biete zwar eine erhabene Morallehre, sei aber keine Religion. Obwohl man „China’s ancient civilization, her extensive literature, and lofty philosophy“ verehren müsse, sein klar: „other nations are superior to her in science and the arts“ (S. 306).

Die Debatte um Wert und Wesen der chinesischen Kultur fand in den USA – im Gegensatz zu den Ländern Westeuropas – bis weit ins 20. Jahrhundert stets vor dem innenpolitischen Hintergrund der Einwanderungsproblematik statt. Einige Autoren sprachen die Übergriffe gegen chinesische Immigranten im amerikanischen Westen und die rassistische Einwanderungspolitik Washingtons offen an. Es sei doch kein Wunder, so ein Chinakenner im Mai 1887, wenn der „benighted heathen“ dem gutwilligen Missionar die fremdenfeindlichen Massaker im angeblich christlichen Amerika vorhalte (*Atlantic Monthly*, Band 59, S. 590). Auch der alle zehn Jahre neu bestätigte Einwanderungsstop hatte das innenpolitische Klima in den USA nicht entspannen können. So begründete der Bürgermeister von San Francisco in der *North American Review* vom November 1901 seine ablehnende Haltung, die von der Tagespresse und vom amerikanischen Gewerkschaftsverband geteilt wurde, brüsk mit dem „non-assimilative character of the Chinese and their undesirability as citizens“ (*North American Review*, Band 87, S. 662). Auch hier aber bemühte sich die Zeitschrift um eine kontroverse Debatte und druckte, nur einen Monat später, den leidenschaftlichen Protest des kalifornischen Dichters Joaquin Miller. Der auch in Europa bekannte Dichter mit dem bürgerlichen Namen Cincinnatus Heine Miller, der als junger Mann jahrelang neben chinesischen Arbeitern in amerikanischen Bergwerken geschuftet und später China bereist hatte, stellte den Migranten aus Fernost das damals bestmögliche Zeugnis aus: „the Chinaman is, as a rule, more nearly a Christian in patience and forbearance than any other foreign-born laborer“ (*North American*, Band 87, S. 784).

IV. Exemplarische Mittler im Exil: Hearn und Fenollosa

Die kursorische Untersuchung meinungsbildender Kulturzeitschriften gibt nur erste Aufschlüsse über die Vielstimmigkeit der damaligen Debatte. Auch über die Nachhaltigkeit und Produktivität der amerikanischen Rezeption der chinesischen Kultur ist damit noch nicht viel Sicheres gesagt. Dennoch: Als Kristallisationspunkte öffentlicher Kontroversen, aber auch als publizistische Plattform von Autoren, deren gewichtigere Beiträge oft später in Buchform veröffentlicht wurden, sind die großen Monats- und Vierteljahrsschriften für die Erforschung kulturell fruchtbarer Fremdwahrnehmung wichtig. Dies will ich abschließend an zwei Beispielen erläutern.

Im Umfeld des japanisch-chinesischen Konflikts der 1890er Jahre mehrten sich in den Zeitschriften jene Stimmen, die den historisch unterfütterten Kulturvergleich zwischen dem modernisierten Inselstaat Japan und dem angeblich rückständigen Reich der Mitte auch für eine Standortbestimmung des Westens und vor allem der USA nutzen. Zwei auch literarisch folgenreiche Exilamerikaner verdienen hier besondere Aufmerksamkeit: der irisch-griechische Bohémian Patrick Lafcadio Hearn (1850-1904) und der ‚gelehrte Vagabund‘ Ernest Francisco Fenollosa (1853-1908).²⁵ Die beiden befreundeten Autoren nehmen insofern eine Sonderstellung ein, als sie viele Jahre in Japan lebten. Sie kommentierten das ‚Kulturphänomen‘ China aus intimer Kenntnis der japanischen Kultur und in deutlicher Distanz zum diplomatisch-akademischen Establishment der USA sowie – das ist ein wiederkehrender Topos ihrer Beiträge – zur westlichen Tagespresse. Zugleich sind ihre Herkunft, ihr Bildungsgang und ihre Laufbahn bezeichnend für eine Epoche, in der nicht nur in den USA die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem fernen Orient noch in den Kinderschuhen steckte.

Hearn, der Sohn einer Griechin und eines protestantischen anglo-irischen Militärarztes, war in Dublin aufgewachsen und im nordenglischen Durham aufs College gegangen. Mit 19 Jahren emigrierte er in die USA, wo er in Cincinnati und später in New Orleans für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften exotische Skizzen über kreolische Kultur, Voodoo-Riten oder französische Opern verfaßte. Hearn war damit so erfolgreich, daß *Harper's New Monthly* ihn 1887 als Korrespondenten nach Martinique entsandte. Drei Jahre später ging er nach Japan. Dort heiratete er später die Tochter einer angesehenen Familie von Samurai, wurde japanischer Staatsbürger, nannte sich Koizumi Yakumo, lehrte englische Sprache und Literatur und schrieb für anglophone Zeitschriften in Japan und den USA. Hearn's Bücher spielten für die westliche Rezeption der fernöstlichen Kulturen eine wichtige Rolle, auch im deutschsprachigen Raum. Schon im Oktober 1900 berichtete die *Deutsche Rundschau* von seinen

25 Zu Fenollosas und Hearn's Rolle als Kulturvermittler vgl. Chisholm und Miner; zur Bedeutung des „scholar-vagabond“ Fenollosa (Bush, S. 37) für die modernistische angloamerikanische Dichtung vgl. Kenner, Stamy und Qian.

Schriften über „Volks Glaube und Volkssitte in Japan“, Hugo von Hofmannsthal schrieb 1906 die Einleitung zur Übersetzung von Hearnss Essaysammlung *Kokoro: Hints and Echoes of Japanese Inner Life* (1896), und Stefan Zweig pries seine Schriften als „ein Wunder der Transplantation, der künstlichen Aufzucht: die Werke eines Abendländers, aber von einem Fernorientalen geschrieben.“²⁶

Obwohl Hearn mit *Some Chinese Ghosts* schon 1887 eine Sammlung von chinesischen Legenden vorgelegt hatte, blieb seine Perspektive auf das Riesens Reich von seiner japanischen Wahlheimat geprägt. Kurz nach seinem Reisebuch *Glimpses of Unfamiliar Japan* (1894) erschien in der *Atlantic Monthly* sein Bericht vom japanischen Sieg über China („the real birthday of New Japan“), für den er die Form eines impressionistischen Reisetagebuchs wählte.²⁷ Ein Jahr später legte er mit „China and the Western World“ einen ausführlichen Rück- und Ausblick auf die Geschichte des Kontaktes zwischen Abend- und Morgenland vor. Gestützt auf Spencers Sozialdarwinismus, die Vererbungslehre der britischen Genetiker Francis Galton und Karl Pearson sowie die Thesen des jüdisch-italienischen Kriminalbiologen Cesare Lombroso wendet sich Hearn hier gegen die verbreitete Annahme von der dauerhaften Überlegenheit der abendländischen Zivilisation. Für ihn ist China freilich nur ein Teil des kommenden fernöstlichen Weltreichs. Zustimmung zitiert er die Ansicht der Londoner *St. James Gazette*: der „Mikado as a civilized monarch“ biete die Gewähr, daß der Traum von der Vorherrschaft der gelben Rasse („the supremacy of the yellow race“) in Europa, Asien und Afrika kein Alptraum mehr sein müsse (*Atlantic*, Band 77, S. 452). Die eigentliche Gefahr, so der seiner westlichen Heimat entfremdete Hearn, sei der wachsende Materialismus des Westens („the decay of character“) und die Verwestlichung, genauer, die Industrialisierung Chinas (S. 453 f.). Am Ende seines langen Aufsatzes wagt er einen visionären Blick in die Zukunft: Er sieht „growing tendencies to international union, to the most complete industrial and commercial federation“; diese werde angeführt von den transnationalen „fraternities of science and of art“, in denen nur die „aristocracy of intellect“ gelte. Das große Ziel dieser Entwicklung sei die „unification not of nations only, but of widely divergent races“ – eine Verschmelzung („fusion“) aller Rassen und Länder zu einer Nation, aller Sprachen zu einer Weltsprache. Dieser Weg zum höchsten Fortschritt, vom Eigennutz zur Selbstvernichtung („from self-interest to self-annihilation“), sei verkündet worden „long before the age of Christ, by the lips of the Buddha“ (S. 464).

Der amerikanische Orientalist Ernest Francisco Fenollosa teilte Hearnss idealistische Hoffnungen, und er engagierte sich ebenfalls in breitenwirksamen Kulturzeitschriften als Vermittler im ost-westlichen Kulturkonflikt. Der Sohn eines in die USA eingewanderten spanischen Geigers war, nach Theologie-

26 Zitiert in Webb, S. 83. Zu Hearnss internationaler Wirkung vgl. Hirakawa.

27 *Atlantic*, Band 76, S. 600. Eine Fortsetzung erschien im *Atlantic*, Band 79.

und Philosophiestudien im amerikanischen Harvard und im englischen Cambridge, schon 1878 nach Japan gereist. Dort trat er zum Buddhismus über. Später wurde Fenollosa vom japanischen Kaiser hoch dekoriert – für seine Verdienste um die japanische Kunstakademie und das Nationalmuseum sowie für seine Entdeckung antiker chinesischer Schriftrollen, die reisende Zen-Mönche Jahrhunderte zuvor nach Japan gebracht hatten. Im Jahr 1890 ging er als Kurator der Asiensammlung des Kunstmuseums nach Boston, zeichnete 1893 für die japanischen Exponate auf der Columbian Exposition in Chicago verantwortlich und organisierte 1894 in Boston die erste große Ausstellung chinesischer Kunst.

Fenollosas Aufsatz über „Chinese and Japanese Traits“, den die *Atlantic Monthly* noch vor Ausbruch des Krieges druckte, sollte das Vorurteil in „our Western newspapers“ widerlegen, die chinesische Kultur sei der japanischen hoffnungslos unterlegen (Band 69, S. 769). Auf der Basis eines historisch-komparatistischen Ansatzes behauptet Fenollosa ebenso überzeugend wie prägnant: „China has played the part of Greece for the whole Eastern world“ (S. 770). Im Gegensatz zur jahrtausendlangen Entwicklung Chinas habe der rasante Wandel des Inselreichs das japanische Volk radikal verändert: „individuality came to ingrain itself into the people as a race characteristic“ (S. 771). Das modernisierte Japan habe zugleich „the essence of the old Asiatic and lost Chinese ideals“ bewahrt (S. 773). Daher könne es die materialistischen Schwindeleien („materialistic shams“) durchschauen, mit denen sich die westliche Zivilisation selbst betrüge. Am Ende sieht der zum Kulturkritiker avancierte Japanologe, zweitausend Jahre nachdem Alexander der Große die griechische Kultur bis nach Indien brachte, die zweite Chance einer Kulturverschmelzung von Abend- und Morgenland gekommen: einer „fusion of Eastern and Western types [...] which shall create in both hemispheres a far more rounded civilization than either has ever known“ (S. 774).²⁸

Im Jahr 1897 ging Fenollosa als Professor für englische Literatur nach Tokio; drei Jahre später kehrte er an die Columbia University nach New York zurück. Er starb 1908, auf der Reise nach Japan. Seine philologische Aufarbeitung der altchinesischen Poesie aber hatte nachhaltige Folgen, als Fenollosas Witwe dem jungen Ezra Pound seine unveröffentlichten Interlinearübersetzungen zugänglich machte. Pounds modernistische Anverwandlung dieser Notizen in seinem Gedichtband *Cathay* (London, 1915), in vielen kultur- und literaturkritischen Essays und in seinem *magnum opus* der *Cantos* wurde prägend für die anglo-amerikanische Moderne.

Ich schließe mit ein paar Hypothesen über die Wahrnehmung Chinas und seiner Kultur in den meinungsbildenden Monats- und Vierteljahrschriften der USA um 1900:

28 Vgl. auch Fenollosas Aufsatz über „The Coming Fusion of East and West“, *Harper's*, Band 98 oder seine zweiteilige „Outline of Japanese Art“, *Century*, Band 56, in der er auch die Rolle Chinas und Koreas würdigt.

1. Die großen amerikanischen Kulturzeitschriften sind – auch publizistisch – in die transatlantische Debatte um den meist als „clash of civilizations“ gedeuteten Ost-West-Konflikt *und* die Konkurrenz alter und neuer imperialer Mächte eingebunden. Im Vergleich zur offenbar überwiegend negativen Wahrnehmung Chinas in vielen britischen Zeitschriften (und in der amerikanischen Tagespresse) ist hier freilich eine überraschend kontroverse, auch selbstkritische Debatte festzustellen.

2. Der Nexus zwischen den Aktivitäten der privaten christlichen Missionsgesellschaften und ihren Bildungswerken auf der einen und dem fehlenden staatlichen Engagement (v. a. für den Ausbau von Handelsoptionen) auf der anderen Seite wird oft angesprochen. In der akuten Chinakrise um 1900 verändert die Vision eines riesigen Absatzmarktes für amerikanische Produkte die zuvor eher isolationistische Position der Meinungsführer und damit das Selbstbild der USA.

3. Wegen der Einwanderungsfrage spielt die innenpolitische Situation im letzten Jahrhundertdrittel eine im Vergleich zu den europäischen Nationen besonders gewichtige Rolle. Sie befördert das Interesse an China und eine stark kulturvergleichende Perspektive, die freilich höchst unterschiedliche Folgerungen und Forderungen zeitigt.

4. Die Wahrnehmung der chinesischen Kultur wird zu einem großen Teil von Kennern vermittelt, die (oft von Japan aus) ihre Erfahrungen und Erkenntnisse erst in den großen Kulturzeitschriften veröffentlichen. Eine nachhaltige Wirkung üben wichtige Vermittlerfiguren wie Giles, Hearn oder Fenollosa seit den 1890er Jahren allerdings eher durch Buchpublikationen, Ausstellungen oder Museumsgründungen aus. Damit bereiten sie den Boden für die spätere Adaptation chinesischer Poesie und Kunst als Innovationsschub für die angloamerikanische Moderne, im Kontext des Zivilisationsbruchs des Ersten Weltkriegs.

Anhang

Atlantic Monthly

59 (1887) 586–590 – A. A. Hayes: China and the United States.

60 (1887) 405–413 – Percival Lowell: The Soul of the Far East.

68 (1891) 369–382 – John Fiske: Europe and Cathay.

69 (1892) 769–775 – Ernest Fenollosa: Chinese and Japanese Traits.

75 (1895) 758–769 – William Rockhill: A Pilgrim to the Great Buddhist Sanctuary of North China.

76 (1896) 599–604 – Lafcadio Hearn: After the War.

77 (1896) 450–464 – Lafcadio Hearn: China and the Western World: A Prospect and a Retrospect.

79 (1897) 678–687 – Lafcadio Hearn: Notes of a Trip to Izmo.

84 (1899) 69–75 – Elizabeth Washburn: Chinese Sketches.

84 (1899) 276–280 – Anon.: The Break-Up of China, and Our Interest in It.

- 85 (1900) 76-84 – D. Z. Sheffield: The Future of the Chinese People.
 85 (1900) 289-301 – Richard Olney: Growth of Our Foreign Policy.
 86 (1900) 309-317 – Brooks Adams: Russia's Interest in China.
 86 (1900) 433-437 – James B. Angell: The Crisis in China.
 87 (1901) 342-352 – William C. Dreher: A Letter from Germany.

Century

- 41 (1890) 4-17 – William Rockhill: An American in Tibet.
 41 (1891) 449-457 – Henry Edward Krehbiel: Chinese Music.
 49 (1894) 59-71 – Florence O'Driscoll: In the City of Canton: How the Chinese Work and Live.
 53 (1896) 104-113 – Helen F. Clark: The Chinese of New York.
 56 (1898) 62-75; 276-289 – Ernest Fenollosa: Outline of Japanese Art.
 58 (1899) 859-874 – Eliza Ruhaman Scidmore: The Street of Peking.
 62 (1901) 115-119 – Fanny Corbett Hays: A Missionary Journey in China.

Harper's New Monthly Magazine

- 86 (1892) 3-17 – Henry B. McDowell: A New Light on the Chinese.
 91 (1895) 358-375 – Julian Ralph: Every-Day Scenes in China.
 97 (1898) 137-144 – Cathay: The Situation in China.
 97 (1898) 932-938 – Archibald Colquhoun: Eastward Expansion of the United States.
 98 (1898) 115-122 – Ernest Fenollosa: The Coming Fusion of East and West.

Living Age

- 200 (1891) 351-357 – Herbert Allen Giles: Chinese Poetry in English Verse.

North American Review

- 143 (1886) 539-546 – Gail Hamilton: Heathendom and Christendom Under Test.
 145 (1887) 169-179 – Wong Chin Foo: Why Am I a Heathen?
 145 (1887) 306-312 – Yan Phon Lee: Why I Am Not a Heathen. A Rejoinder to Wong Chin Foo.
 168 (1899) 229-239 – Rev. Judson Smith: The Awakening of China.
 169 (1899) 558-563 – Sir Charles W. Dilke: America and England in the East.
 170 (1900) 642-645 – Sir Charles W. Dilke: The American Policy in China.
 171 (1900) 2-12 – Wu Ting-Fang: Mutual Helpfulness Between China and the United States.
 171 (1900) 13-25 – Charles Johnston: The Struggle for Reform in China.
 171 (1900) 26-40 – Poultney Bigelow: Missions and Missionaries in China.
 171 (1900) 145-157 – John Barrett: America's Duty in China.
 171 (1900) 359-374 – Herbert Allen Giles: Confucianism in the Nineteenth Century.
 171 (1900) 375-388 – Francis F. Clark: The Empire of the Dead.
 171 (1900) 389-400 – Alleyne Ireland: Commercial Aspect of the Yellow Peril.
 171 (1900) 401-410 – John Foord: The Root of the Chinese Trouble.
 171 (1900) 411-432 – Stephen Bonsal: What the Chinese Think of Us.
 172 (1901) 59-71 – Sir Robert Hart: China and Her Foreign Trade.
 172 (1901) 161-176 – Mark Twain: To the Person Sitting in Darkness.
 172 (1901) 853-862 – W. A. P. Martin: The Poetry of the Chinese.
 173 (1901) 663-676 – James D. Phelan: Why the Chinese Should Be Excluded.
 173 (1901) 782-789 – Joaquin Miller: The Chinese and the Exclusion Act.

Literaturverzeichnis

- Aldridge, Owen: The empress dowager Ci-Xi in western fiction: a stereotype for the east?, in: *Revue de littérature comparée* 297 (2001), 113-22.
- Brodhead, Richard: Literature and Culture, in: Emory Elliott (Hg.), *The Columbia Literary History of the United States*, New York (Columbia University Press) 1988, 467-481.
- Bush, Ronald: Pound and Li Po: What Becomes a Man, in: George Borstein (Hg.), *Ezra Pound Among the Poets*, Chicago (University of Chicago Press) 1985, 35-63.
- Carpenter, Humphrey: *A Serious Character: The Life of Ezra Pound*, London (Faber) 1988.
- Chielens, Edward E. (Hg.): *American Literary Magazines: The Eighteenth and Nineteenth Centuries*, New York (Greenwood Press) 1986.
- Chisholm, Lawrence W.: *Fenollosa: The Far East and American Culture*. New Haven (Yale University Press) 1963.
- Cohen, Warren I.: *America's Response to China: A History of Sino-American Relations*, New York (Columbia University Press) 2000.
- Detering, Heinrich: *Bertold Brecht und Laotse*, Göttingen (Wallstein) 2008.
- Dulles, Foster Rhea: *China and America: The Story of Their Relations since 1784*, Port Washington, NY (Kennikat Press) 1967.
- Emerson, Everett: *Mark Twain: A Literary Life*, Philadelphia (University of Pennsylvania Press) 2000.
- Estermann, Alfred (Hg.): *Inhaltsanalytische Bibliographien deutscher Kulturzeitschriften des 19. Jahrhunderts*, München (Saur) 1995-96.
- Graham, Edward D.: *American Ideas of a Special Relationship with China, 1784-1900*, New York (Garland) 1988.
- Harris, Susan K.: Mark Twain and America's Christian Mission Abroad, in: Peter Messent, (Hg.), *A Companion to Mark Twain*, Oxford (Oxford University Press) 2005, 38-52.
- Hirakawa, Sukehiro (Hg.): *Lafcadio Hearn in International Perspectives*, Folkestone (Global Oriental) 2007.
- Israel, Jerry: *Progressivism and the Open Door: America and China, 1905-1921*, Pittsburgh (University of Pittsburgh Press) 1971.
- Lee, Erika: Defying Exclusion: Chinese Immigrants and Their Strategies During the Exclusion Era, in: Sucheng Chan (Hg.), *Chinese American Transnationalism: The Flow of People, Resources, and Ideas between China and America during the Exclusion Era*, Philadelphia (Temple University Press) 2006, 1-21.
- Mason, John B.: The North American Review, in Chielens, 289-300.
- Miner, Earl: *The Japanese Tradition in British and American Literature*, Westport, CT (Greenwood Press) 1976.
- Paul, Fritz: Skandinavische Kulturzeitschriften um 1900, in: *Europäische Kulturzeitschriften um 1900 als Medien transnationaler und transdisziplinärer Wahrnehmung*. In Zusammenarbeit mit Susanne Friede hg. von Ulrich Molk, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2006, 77-91.

- Perkins, Barbara M.: Harper's Monthly Magazine, in Chielens, 166-171.
- Qian, Zhaoming: *Orientalism and Modernism: The Legacy of China in Pound and Williams*. Durham, N.C. (Duke University Press) 1995.
- Robbins, Fred W.: Scribner's Monthly, in Chielens, 364-69.
- Sedgwick, Ellery: The Atlantic Monthly, in Chielens, 50-57.
- Stamy, Cynthia: *Marianne Moore and China: Orientalism and a Writing of America*, Oxford (Oxford University Press) 1999.
- Utley, Jonathan: American Views of China: American Images of China, 1900-1915: The Unwelcome but Inevitable Awakening, in: Jonathan Goldstein et al. (Hg.), *America Views China: American Images of China Then and Now*, Bethlehem, PA (Lehigh University Press), 1991, 114-131.
- Webb, Kathleen M.: *Lafcadio Hearn and His German Critics: An Examination of His Appeal*, New York (Peter Lang) 1984.